

Der Hochzeitsbraten [Schluss]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 48

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648811>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Neapel. Gässchen.

beinahe vergötterten Duce. Wegen einer unvorhergesehenen Sitzung mit Marconi war Mussolini am Erscheinen verhindert. Aber ein Wort, das der Duce in einer kurzen Ansprache einigen wenigen unserer Gesellschaft mitgeteilt hatte, dürfte auch einen weiten Kreis interessieren: „Sie arbeiten für die Jugend. Sie wollen sie Handelswissenschaften lehren. Aber Ihre Arbeit ist unnütz, wenn Sie nicht für den Frieden arbeiten.“ Wenn der Kursist an seinen Besuch in Rom zurückdenkt, wird er nicht vergessen, sich auch der schönen Autofahrt nach Ostia, dem Lido der „heiligen Stadt“, zu erinnern. Der freundliche Abendtisch im „Pavillon des Restaurant Lido“ vereinigte eine belebte, frohgelaunte Tafelrunde.

„Rom zu sehen ist ein großes Glück, es wiedersehen ein noch größeres.“ Von Neapel darf gleiches gesagt werden. Was es uns in wenigen Tagen an lehrreichen und gemüthlichen Stunden geboten hatte, dürfte Stoff zu einem dicken Bande geben. An dieser Stelle seien nur erwähnt die interessanten Vorträge: „Die Wohlfahrtseinrichtungen in Italien“, „Der Reiseverkehr in Italien“ und „Das Wirtschaftswesen des südlichen Italiens“. Die Besichtigung der großartigen Ruinenstadt Pompeji, die Fahrt auf den Vesuv, der die Reisegesellschaft mit „Voll dampf“ begrüßt hatte, der Besuch der Solfatara in Pozzuoli und der genussreiche Sonntagsausflug nach dem herrlichen Capri und der „blauen Grotte“ bildeten Glanzpunkte im Aufenthalt in Neapel. Die gemüthliche Vereinigung im Park der Villa Floridiana in vorgerückter Abendstunde und last not least der festliche, aber durchaus ungezwungene Empfang beim Erbprinzen im königlichen Palast, wo weder der Kronprinz noch seine Frau Gemahlin es unter ihrer Würde gehalten hatten, manch einem Kursisten zu freundlichem Gruße die Rechte zu bieten, werden noch lange an das schöne, gastfreundliche Italien erinnern, das mit den starken, leuchtenden Farben von Himmel, Wasser und Erde, mit dem Blumen- und Früchtereichtum wie ein Garten Gottes anzuschauen ist.

Eines vom Schönsten, für manchen vielleicht das Schönste des ganzen diesjährigen Wirtschaftskurses, bildete die 19stündige Meerfahrt von Neapel nach Genua. Von Port Said kommend, fuhr der schmucke, komfortable „Ganges“ um 17, statt wie vorausgesagt um 11 Uhr, im Hafen von Neapel ein. Die Ausfahrt in später Abendstunde bei sternklarem Him-

mel und prächtigem Rückblick auf das Nichtenmeer von Neapel bot den 200 Kursisten, die es nicht vorgezogen hatten, im Bahnwagen nach Genua zu fahren, einen unbeschreiblichen Genuß. Der folgende Morgen vereinigte schon frühe die Großzahl der frohgelaunten Reisende auf Deck. Von bezaubernder Schönheit war der Sonnenaufgang. Was der frühe Morgen versprach, hielt der ganze Tag. Wolkenloser Himmel, tiefblaue See, eine leichte, kühlende Brise, ruhige Fahrt mit Ausblicken auf vorüberziehende Inseln, Elba nicht zu vergessen, flotte Reisefameraden: wach einen genussreicheren Ferientag dürfte man sich wünschen! Der diesjährige Jakobstag war wirklich ein selten schöner Tag. Er bildete den richtigen Uebergang von den bewegten Tagen der beiden letzten Wochen zu den kommenden 14 weiteren Kurstagen in Genua, Mailand und Venedig.

Programmgemäß hätte der „Ganges“ um 6 Uhr 58 landen sollen. Die verspätete Abfahrt in Neapel hatte bewirkt, daß wir erst um 18¼ Uhr in Genua ankamen, just zur rechten Zeit, um den ersten Seehandelsplatz des Mittelmeers bei wirkungsvoller Beleuchtung zu sehen. Amphitheatralisch steigt die

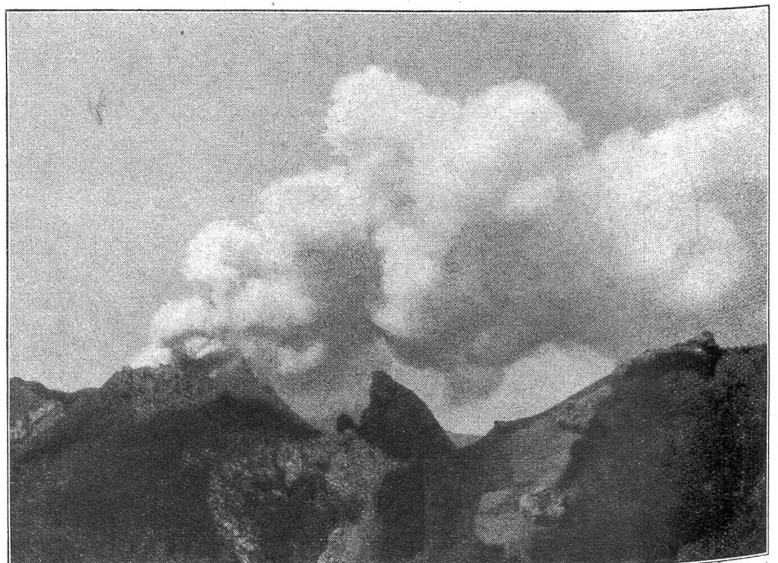
stolze Stadt, „la Superba“, vom Meer am Abhang des Berges empor. Zu eingehender Besichtigung reichte der erste Abend nicht; denn noch wartete der Besuch des vielbewunderten Stadtparks von Nervi und die abwechslungsreiche Bergnützungsfahrt dem Meere entlang. Für die beiden folgenden Tage bot das Kursprogramm des Guten, Schönen und Interessanten ein Uebermaß. (Schluß folgt.)

Der Hochzeitsbraten.

Aus „Tiere unter Tieren“ von St. Mars.

(Schluss.)

Sofort rasselten an drei Orten zugleich in Garten und Haus Ketten in Hundehütten, ihm folgte das wütende Gebell der Hunde, die dem roten Hund der Wildnis drohten. Gebell weckte neues Gebell und in einer Sekunde war der Aufruhr fürchterlich. Doch unsere Füchse waren schon nicht mehr da, um zuzuhören. Der Fuchs war wie ein Rauchwölkchen verduftet, die Füchsin war in den Schatten und ins Nichts zurückgesprungen, und im Handumdrehen war nichts mehr da als der stille, reine Mond und der weiße Schneeteppich mit den verräterischen Fußspuren.



Neapel. Vesuv in Tätigkeit.

Eine ganze Feldebene weiter trotteten unsere Füchse die Windschattenseite einer Hecke entlang. Es war fast, als wären sie dorthin geflogen, so hurtig hatten sie sich aus der Gefahrzone weggemacht. Doch mit dem Glück unseres roten Freundes war es vorbei. Es war ihm nicht gelungen, der hungernden Fuchsin Futter zu verschaffen, und gerade darein hatte er seine ganze Ehre gelegt; sie aber hatte die unheimlichen, lodenden Kehllaute jenes andern Burschen im Tannenwäldchen gehört.

Unser Freund war auf die Probe gestellt worden und hatte sie schlecht bestanden. Deshalb folgte ihm die Fuchsin nicht weiter; sie schwenkte in einem weiten Bogen gegen das Tannenwäldchen ab, und jedermann wußte, was das zu bedeuten hatte.

Unser Fuchs tanzte förmlich vor Qual. Er stieß um sich, er sprang hoch, ging vor- und rückwärts und mit jeder Bewegung sagte er so deutlich wie je nur Worte es ausdrücken können: „Meine Liebe, ich schwöre dir bei Schweiß und Fängen, beim Wertvollsten, was ich habe, daß ich dir sicherlich eine Mahlzeit schaffen werde, wenn du mir noch dies einemal folgst.“

Doch die Fuchsin legte nur ihre feinen, bösen Ohren zurück und knurrte ihr dünnes, abgefeimtes Knurren, ohne ihre Richtung zu ändern.

Reinecke packte in seiner Zerknirschung den unteren Balken eines Tores und zerrte verzweifelt daran.

Dann schoß er in einem Sprung witternd auf.

Das war so: Der Fuchsin Weg führte sie quer zum Wind, der sich wieder erhoben hatte und stetig von der anderen Seite der Hecke her blies. Der Fuchs war dicht hinter ihr drein und die beiden kamen gerade an einem Gattertor in der Hecke vorbei, als er stehen blieb, um in seiner Wut den Balken zu erfassen. Der Wind, der durch die Torlücke wehte, verfring sich in seinem Pelz, der in kleinen Wellchen sich sträubte, und blies ihm die Rute zur Seite; doch das war es nicht, was ihn durchzuckt und zu gespanntester Beweglosigkeit gebracht hatte. Es war die Witterung, die der Wind herbeitrug, die Witterung eines Hasen, die seine scharfe Nase unmißverständlich sofort erkannte.

Die Fuchsin war weiter gegangen, scheinbar achlos, doch ihr schneller, seitlicher Blick, als er stillestand, ihr plötzliches Anhalten, als sein Schwanz, den er im Schnee nachschleppte, durch den Torweg verschwand, verrietten genug. Im Augenblick war sie zurück an der Zaunlücke und schaute mit heißhungrigen Augen hindurch.

Das Feld auf der abgelegenen Seite war rauh und uneben, mit Grasbüscheln, die den Schnee überragten. Links lief es in eine Spitze aus; die gegenüberliegende Hecke war etwa hundertfünfzig Meter entfernt, und dort draußen auf dem Schnee, etwa fünfzig Meter entfernt, sah sie den Fuchs wie erstarrt stehen.

Er war ganz regungslos, dieser Fuchs, ein Anblick, der das Auge eines Meisterbildhauers entzückt hätte, starr wie eine Statue, aus rotem Fels gehauen, Kopf und Schweiß geradeaus gestreckt, so daß er von der Nase bis zur Schwanzspitze eine einzige schnurgerade Linie bildete, eine Pforte erhoben, die andern drei dicht beieinander verankert, war er ein wunderschönes Tierbild auf dem blendenden Teppich des Schnees. Dies kann man bei einem gut dressierten Vorsteherhund täglich beobachten, wenn er auf dem Übungsfeld das Wild verzeigt. Der Fuchs tat dies so gut wie der bestdressierte Hund, der je gelebt; und tatsächlich konnte die Fuchsin das Wild auch sehen, einen wahrhaft riesigen Hasen, der bewegungslos zwischen zwei Grasbüscheln etwa fünf- undvierzig Meter entfernt dsaß.

Der Hase kehrte ihnen den Rücken zu. Doch die Fuchsin wußte, daß das für sie kein Vorteil war, denn die Hasen haben in der Tat Augen, die sicherlich dank ihrer hervor-

ragenden Stellung sehr gut nach hinten sehen können. Es war also keine Hoffnung, Meister Lampe zu fangen, soviel sie sah. Dennoch kroch sie hinter dem Fuchs her und holte ihn ein, indem sie stetig witterte, wie er selbst es tat.

Der Fuchs hatte jedoch den beweglicheren Geist als sie und sah offenbar irgendeinen Weg, denn er wandte den Kopf und schaute rasch über die Schulter nach hinten, um sich zu vergewissern, ob die Fuchsin da sei — er schien zu erwarten und hatte dazu offenbar seine eigenen Gründe, daß sie wirklich hinter ihm sei — dann bewegte er sich kriechend, langsam und steif, wie jemand, der auf dünnem Eise geht, nicht auf den Hasen zu, sondern weiter weg nach rechts.

Die Fuchsin bewegte sich nicht, sondern stand steif und fest, indem ihre Nase geradewegs auf den schmutzigen, gedrungenen Fleck auf dem Schnee gerichtet war — den Hasen. Ein preisgekrönter, erstklassig dressierter Vorsteherhund hätte dies nicht besser machen können. Und während der ganzen Zeit setzte der Fuchs seinen geduckten, schleichenen, trippelnden Gang fort, indem er langsam in einer gewissen Entfernung den Hasen umging, wobei seine Augen unverwandt auf die Beute gerichtet waren, deren Lichter mit gleicher Aufmerksamkeit auf ihn geheftet schienen.

Bis zu diesem Augenblick hatten die Füchse nicht die geringste Aussicht, oder auch nur die Hoffnung auf eine Aussicht, den Hasen zu fangen; denn er hatte sie nicht nur zuerst gesehen, sondern war auch weit genug von ihnen entfernt, um leicht und sicher zu entkommen, wenn sie versuchten, ihn zu überrumpeln. Zudem kam eine lange und schwierige Sekjagd auf der Fährte eines solchen Hasen in einer solchen Nacht gar nicht in Frage. Daher war die Lage ganz aussichtslos, bis der Fuchs sein sonderbares Manöver begonnen hatte.

Ich weiß nicht, wieviel Zeit Meister Reinecke brauchte, um sein Opfer gänzlich zu umgehen, bis er die Hecke auf der abgelegenen Seite erreicht hatte; sicherlich schienen Stunden vergangen zu sein; und während dieser ganzen Zeit konnte die Fuchsin in den wundervoll stillen Pausen zwischen den Windstößen das traurige Gebell jenes andern Fuchses hören, der sich im tiefen Dunkel des Tannenwäldchens gleich jenseits der Straße nach dem Kampf um eine Gefährtin sehnte. Doch diesmal hörte sie nicht hin, wenigstens für den Augenblick nicht. Ihr Herz war ganz bei der Sache mit dem Hasen, und obschon keines der Tiere etwas hatte lauten lassen, war sie doch scheinbar in den Plan unseres Fuchses eingeweiht. Mit dem andern Gefellen hatte es ja noch Zeit, wenn die Sache mit diesem schief gehen sollte; so dachte sie wohl.

Nun schlüpfte der Fuchs, nachdem er endlich die jenseitige Hecke erreicht hatte, geradewegs hindurch und verschwand. Die Stelle, wo er die Hecke durchquerte, befand sich etwa fünfzig Meter heidenaufwärts, rechts vom Hasen; ungefähr zehn Meter heidenabwärts, links vom Hasen, war eine stark ausgetretene Lücke, die der Hase sicher schon manches Mal benutzt hatte. Das gejagte Tier heftete nun seine Augen mit dem gewohnten Ausdruck wahnsinniger Angst auf die Fuchsin und betrachtete sie während der nächsten zwei Minuten feierlich, und es ist wohl möglich, daß es dabei Freund Fuchs ganz vergaß. Auf jeden Fall gab sich die Fuchsin die erdenklichste Mühe, es ihren Gefährten vergessen zu lassen.

Nachdem die zwei Minuten um waren, stürzte sich die Fuchsin plötzlich und überraschend und im tollsten Lauf, dessen sie fähig war, auf den Hasen, wobei der Schnee in Wolken aufflog, als sie zum Sprung ansetzte. Sie wußte wohl, sie konnte das hurtige Tier nicht einholen, doch das machte nichts aus. Ihre Sache war es, es zu überraschen, zu bedrängen und in jene blinde, tolle Flucht zu heßen, die die schwache Seite des Hasenvolkes ist.

Und es gelang ihr. Sie hielt leicht gegen rechts und hatte etwa fünfzehn Meter zurückgelegt, als der Hase begriff, was los war. Da machte er sich auf in die dunkle Nacht, auf Füßen, beschwingt von plötzlicher Panik, in einem Tempo, wie nur ein Hase es kann, geradewegs auf die Deffnung in der Hecke zu. Er sah aus wie ein brauner Strich, der eilends durch den Schnee gezogen wurde, und

Der Fuchs mußte im Graben jenseits der Deffnung ganz flach auf dem Boden gelegen haben — und nun bot sich ein haarträubender Anblick. Als der Hase flugs durch die Deffnung in der Hecke wischen wollte, schien es, als blähe ein roter Streifen lust unter seinen Füßen auf. Die beiden schossen geradewegs in die Luft, scheinbar zusammengeschmiedet; darauf fielen sie getrennt, mit gespreizten Beinen und dumpfem Aufschlag zu Boden. Schnell wie ein Gedanke und laut ächzend hatte der Hase zuerst sich wieder auf die Beine gearbeitet. Noch schneller aber hatte sich der Rotfuchs überschlagen, und kaum lag er mit gestrecktem Nacken auf dem Rücken, blühten seine Fänge im Mondlicht auf. Man hörte ein Zuschnappen und einen hohen, dünnen, durchdringenden Schrei, während der Hase, an einem Hinterbein festgehalten, wie toll sich wehrte und nach oben loszukommen strebte.

Doch nun schoß mit Windeseile eine zweite rote Gestalt in vollem Galopp durch die Deffnung, gerade über den beiden andern. Wieder sah man ein Gebiß funkeln, hörte ein Zuschnappen, und der Schrei des Hasen erstickte so rasch, wie ein Licht auslöscht, während die Füchsin sich im Schnee überschlug, in einem wirren Knäuel mit Fuchs und Hase zusammen.

Ganz allein im stillen Graben der Hecke, viel zu sehr beschäftigt, um zu sprechen oder verliebt zu tun, aber ganz und gar zufrieden, hielten die beiden nun ihr Hochzeitsmahl über dem riesenhaften Hasen.

Und was den andern Fuchs betraf, der noch immer im kleinen Tann winkelte, nun, der mochte sich aufhängen, wenn's ihm um ein Weibchen zu tun war — wenigstens soweit unsere Füchsin in Frage kam. Sie würde sicherlich einen Gatten nicht verlassen, der seinen Verstand in so glänzender Weise anzuwenden verstand wie unser Fuchs, der es fertig gebracht hatte, sozusagen aus dem Schoße des Schicksals heraus einen solchen Braten zu schnappen, lediglich durch kluge, fast menschliche Ueberlegung. Nun — was denkst du davon?

Der Zug hält in Freiburg. Aussteigen, einsteigen. Ich mustere den Bahnsteig. Plötzlich zucke ich zusammen. Weit vorn schiebt sich eine hellbraun uniformierte Gestalt durchs Gedränge — erstes Zeichen des neuen Deutschland: S. A. Sind nicht unsere Zeitungen zu Haus voll von den Taten und Untaten der braunen Armee? S. A., der Schrecken der Straße, Greuelorganisation, Terrortruppe. Ich nehme mir vor, mich unbedingt an diese Kerls heranzumachen. Nicht daß ich von ihnen die lautere Wahrheit erwarte; aber der Mensch redet ja nicht bloß mit dem Mund; ich würde manches erfahren auf andere Weise.

Inzwischen hat sich uns ein neuer Fahrgast zugesellt, ein junger gutgekleideter Germane, blauäugig und blond, breitschultrig, fröhlich, ganz der jetzt bevorzugte Typus des nordischen Ariers. Er sitzt mir gegenüber und scheint zugänglich zu sein. Ich räuspere mich und mache einen Vorstoß. Bereitwilligst gibt er Auskunft. Er ist Angestellter in der Verwaltung seiner badischen Heimatstadt und fährt nun für acht Tage in die Ferien nach Berlin. „Was wollen Sie dort? Hitler sehen?“ frage ich. Es stellt sich heraus, daß er sich in der Politik nicht auskennt und auch das Bedürfnis dazu nicht verspürt. Die Nazis — ganz recht, sie haben mit den Kommunisten aufgeräumt; es wird gehörig regiert. Aber die Hauptsache ist, man sitzt in Stellung und kann am Monatslohn seine 130 Mark einstecken. Mein Mann gehört zu dem gar nicht seltenen Schlag junger Leute in Deutschland, die sich unter jedem Regime wohlfühlen, vorausgesetzt, daß sie von diesem Regime persönlich nicht zu sehr beansprucht werden. Aber die neuen Herren lassen keinen in Ruhe; mit der bürgerlichen Gemütlichkeit ist es vorbei. Das Trommelfeuer der Propaganda dringt in die stillsten Winkel; niemand kann sich ihr entziehen, und gerade die Heimlichwiderstrebenden (offen Widerstrebende gibt es ja nicht) werden mit tödlicher Sicherheit aufgespürt. Es sind vor allem die Intellektuellen. Obwohl sie sich sehr vorsichtig ausdrücken, fühlt man doch, daß ihnen unbehaglich zumut ist; sie sind ein wenig scheu, ein wenig ängstlich.

Alldem aber sollte ich erst später begegnen. Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim liegen hinter uns. Das Wetter hat sich unterdessen aufgehellt. Die Sonne glänzt auf den Kornfeldern, die in unabsehbarer Weite, der Ernte harrend, sich breiten. Wir nähern uns Frankfurt. Fabrikshote ragen allüberall in den Himmel, die meisten ohne Rauch ... Dazwischen Arbeiteriedlungen, schmutzige schwarze Blöcke, dann ein Gewirr von Schrebergärten, darüber ab und zu Schwarzweißrot und Satenkreuz.

Frankfurt am Main.

Als wir aus der mächtigen Halle des Bahnhofs hinaus ins Freie treten, überrascht uns die Dede des Platzes. Steht man doch in einer Stadt, die fünf- bis sechsmal so groß ist als Bern, und so kann man sich die Tatsache des an unsern Verhältnissen gemessen sehr spärlichen Verkehrs nicht gleich erklären. Ein paar Autos, alte schittere Klapperwagen, rasseln vorüber. Die für eine Großstadt wenig zahlreichen Passanten sind fast durchwegs schlecht gekleidet. Besonders fällt das an den Frauen auf. Man sieht kaum ein hübsches Antlitz, wenig schöne Gestalten, keine Grazie, vielmehr herbe, alte Mienen. „Da lob' ich mir unsere Spitalgasse“, meinte später ein Freund, mit dem ich mich über das Straßenbild deutscher Städte unterhielt. Freilich, ein Angenehmes ist auch dabei: man trifft keine aufgetafelten Gesichter; Schminke und Lippenstift scheinen vom Toilettenstisch der deutschen Frau verschwunden zu sein. Man sagte mir nachher, so gar grau in grau sehe es auf Straßen und Plätzen nicht immer aus; es sei Ferienzeit, und die Bevölkerungsschicht, die heute in Deutschland noch Schönheit, Anmut und Reichtum repräsentiere, vergnüge sich eben in den Ostseebädern und den bayerischen Alpen.

Ferientage in Hitler-Deutschland.

Basel-Frankfurt.

Es regnet leicht, als wir morgens aus dem badischen Bahnhof fahren. Trüb und grau dehnt sich die große Ebene zwischen Schwarzwald und Vogesen. Man sieht nicht weit; der Blick wendet sich bald gelangweilt vom Fenster ab.

In der Ecke sitzt ein älteres Mädchen. Einer unmöglichen Schachtel entnimmt sie den Imbiß samt Zubehör: Butterbrot, Wurst, Weinflasche mit Glas. Sie beginnt zu schmazen, eine illustrierte Zeitung blättern. Ihre verdrießliche Miene sagt, sie will nicht angesprochen sein. Und ich fahre nach Deutschland, um mit möglichst vielen Menschen ins Gespräch zu kommen, sie auszuhorchen, ihnen die Gedanken auf die Zunge zu loden.

Unterwegs steigen zwei junge Leute in unser Abteil. Ein Liebespärchen. Sie drücken sich selig und verschämt die Hände und plaudern — nicht eben von Politik. Ich bin schon etwas enttäuscht. Man isst, trinkt und liebt sich in Deutschland, als ob nichts von Belang sich ereignet hätte.